



Józef  
Czapski

# **Bilder und Gespenster**

*Essays aus dem  
letzten europäischen  
Jahrhundert*

Herausgegeben  
und aus dem Polnischen übersetzt  
von *Ron Mieczkowski*

# Inhalt

## 7 Vorwort

|     |                                                                                   |
|-----|-----------------------------------------------------------------------------------|
| 13  | Aschchabad–Meschhed                                                               |
| 21  | Erinnerungen                                                                      |
| 33  | Via dei Fiori                                                                     |
| 51  | Croces Haus                                                                       |
| 61  | Bernanos zum Gedenken                                                             |
| 83  | »Ich«                                                                             |
| 103 | Über Zygmunt Waliszewski                                                          |
| 127 | Tumult und Gespenster                                                             |
| 153 | Amerikanische Pfade                                                               |
| 167 | Derwisch. Über Chaim Soutine                                                      |
| 183 | Drei junge Burschen. Hokusai, Braque, Picasso                                     |
| 195 | »Im Schwall der Druckkunst schwarzer Ströme«                                      |
| 205 | »Wie schön er doch ist!«                                                          |
| 211 | Auf russischem Grund (1939–1942, UdSSR)                                           |
| 247 | Wie soll man da nicht schreien?                                                   |
| 259 | Der Fuhrmann und das Pferd                                                        |
| 265 | Abrechnungen                                                                      |
| 280 | Abbildungen                                                                       |
| 297 | Nachwort von Adam Zagajewski<br><i>Józef Czapski, Meister meines Nichtwissens</i> |
| 233 | Anmerkungen                                                                       |
| 349 | Editorische Notiz                                                                 |

## Vorwort

Es ist eine immer wieder erzählte Geschichte: »Eines Junitages hörte ich zum ersten Mal von ihm, am nächsten Tag war ich in den Bann geschlagen«, so berichtet es der US-amerikanische Biograf von Józef Czapski, Eric Karpeles, dessen Faszination nicht nur zu der bisher umfangreichsten Biografie führte (*Almost Nothing. The 20th-century Art and Life of Józef Czapski*, New York 2018), sondern auch den Künstler Czapski in einem wuchtigen Bildband vorstellte (Józef Czapski, *The Apprenticeship of Looking*, New York/London 2019). Adam Zagajewski, der Czapski noch zu Lebzeiten in Maisons-Laffitte bei Paris kennenlernte, besuchte ihn nach ihrem ersten Treffen immer wieder – Begegnungen, die ihn nicht mehr losließen. Noch weit bis ins eigene hohe Alter widmete Zagajewski ihm zahlreiche Texte.

Im Klappentext seiner Essaysammlung über Czapski unter dem Titel *Der größte Mensch der Welt* (*Najwyższy człowiek świata*, hg. v. Andrzej Franaszek, Krakau 2023) ist eine Zeichnung von Józef Czapski abgedruckt. Über der karikaturhaft in die Höhe gezogenen Strichzeichnung einer Figur mit Mischpalette und Pinsel, einem Selbstporträt von Czapski, ist zu lesen: »Meinen sehr lieben Freunden / Der größte Maler / 1,98 m / von Paris«.

Dieser große Mensch, der fast hundert Jahre alt werden sollte (1896–1993) und dessen Biografie auf konkreteste Weise das ganze europäische Jahrhundert spiegelte, war vielen ein buchstäblicher Leuchtturm. Seit 1947 strahlte er von einem kleinen Zimmer in der Pariser Vorortvilla, dem Redaktionssitz der polnischen

Exilkulturzeitschrift *Kultura*, bis zu seinem Lebensende so weit und grell, dass viele Intellektuelle, Künstler, nicht nur polnische Exilanten, zu ihm reisten. Vor diesen Empfängen in seiner Kammer, die Adam Zagajewski so plastisch in seinem Erinnerungssessay beschreibt, war sein Leben übervoll: Ausbildung in St. Petersburg, Zeuge der Revolution 1917, Polnisch-Russischer Krieg, Künstler an der Krakauer Akademie und der polnischen Gruppe der »Kapisten« in Paris, wieder Polen, Krieg, Gefangenschaft, wundersame Rettung vor den Massenerschießungen des NKWD, Entlassung aus dem Lager, Suche nach den vermissten, längst erschossenen Kameraden in Russland, Offiziersdienst in der neu aufgestellten Anders-Armee, die von Russland aus über den Nahen Osten zu den Alliierten aufschloss, währenddessen unablässiges Schreiben über Kunst und eigenes Kunstschaffen.

Was im englischsprachigen Raum durch Karpeles' Biografie und Bildband sowie mehrere als New York Review Books (NYRB) erschienene Bände schon längst im Gange ist und in Frankreich viel früher, spätestens seit den 1980er-Jahren, also noch zu Lebzeiten Czapskis, begonnen hat (ganz zu schweigen von den zahlreichen polnischen Veröffentlichungen fast im Jahresrhythmus), steht in deutscher Sprache noch aus. Abgesehen von Czapskis Vorträgen über Proust, die er vor seinen Mithäftlingen in Russland gehalten hat (*Proust – Vorträge im Lager Grjasowez*, Friedenauer Presse 2006) und dem längst vergriffenen Erinnerungsbuch über die Suche nach seinen verschollenen Kameraden *Unmenschliche Erde* (Köln 1967, mit einem Vorwort von Manès Sperber) ist von Józef Czapski, der vielleicht

zentralsten Figur polnischer Kultur nicht nur des Exils im 20. Jahrhundert, auf Deutsch nichts zu lesen. Als Künstler ist er ebenso unbekannt wie die polnische Moderne als Ganze.

Wie stellt man also einen Autor vor, dessen Werk zerstreut ist über die Gattungen, über Skizzen, Gemälde – ohne einen Bildband eines hierzulande Unbekannten zu veröffentlichen? Wie einen Denker, der vor allem in Briefen, in seinen Tagebüchern und Essays all das versuchsweise auf den Punkt zu bringen versuchte, was ihn und sein Jahrhundert bewegte – ohne sich nur auf die Lagerwirklichkeit und die sowjetische Behördenshikane der *Unmenschlichen Erde* zu konzentrieren?

Dieser Band versucht sich in einer alten Übung: einen Autor durch die Zusammenstellung seiner eigenen, völlig verstreut und im Laufe von fast fünf Jahrzehnten erschienenen Texte selbst sprechen zu lassen. Am Anfang dieses Projekts stand eine Faszination. Sie unterschied sich in meinem Fall vermutlich nicht sehr von jener Karpeles', Zagajewskis und der vielen anderen, die Homepages über Czapski betreiben, zu ihm publizieren, ihn übersetzen. Wer noch nie von Czapski gelesen hat, wird in Adam Zagajewskis Erinnerungsskizze am Ende dieses Buches sein vielleicht bewegendstes Porträt finden – seine Lektüre vor fast zwanzig Jahren stand auch am Beginn meiner Beschäftigung mit dem »größten Maler von Paris«.

Wir folgen Józef Czapski auf der motorisierten Reise nach Persien als Teil der Anders-Armee 1942 (»Aschhabad–Meschhed«), schauen mit seinen Maler Augen auf die Wüsten von Persien und Irak, in der aber ebenso seine Kindheit in der ostpolnischen Heimat

aufleuchten (»Erinnerungen«), gehen mit ihm ins Italien der letzten Kriegsmonate, wo er im Gespräch mit einer alten Bekannten den Geistern der sowjetischen Lager (»Via dei Fiori«) und einem Großen der europäischen Geistesgeschichte (»Croces Haus«) begegnet, wir lernen ihn als gottesfürchtigen Literaten in der Verneigung vor einem seiner Idole kennen (»Bernanos zum Gedenken«), als Autobiografen, der sich der Tradition des Schreibens über sich selbst höchst bewusst ist (»Ich«), als leidenschaftlich Lesenden noch mehr als Schreibenden (»Im Schwall der Druckkunst schwarzer Ströme«), als Reisenden über den Atlantik, der auch auf einem Schiffsdeck oder in Lateinamerika die eigene europäische Geschichte entdeckt (»Tumult und Gespenster«, »Amerikanische Pfade«).

Den Auftakt der Texte über die Malerei gibt einer der schönsten Nachrufe in der Geschichte der Kunst, Czapskis Requiem auf seinen Malerfreund und Mitkapisten »Zyga« (»Über Zygmunt Waliszewski«). Wie sehr das eigene Malen auf den Schultern der allergrößten Namen stand, darüber weiß Czapski selbst am besten zu schreiben (»Derwisch. Über Chaim Soutine«, »Drei junge Burschen. Hokusai, Braque, Picasso«), Czapskis Ästhetik des Unvollkommenen wiederum führt weit zurück in die eigene Biografie (»Wie schön er doch ist!«). Ein geradezu technisches Handbuch über das malerische Schöpfen, ein Leitfaden für die künstlerisch-bildnerische Praxis, begonnen noch während der russischen Lagerhaft und vielleicht deshalb geschult an den Texten der Mystiker, schließt den Kreis der Kunsttexte ab (»Auf russischem Grund«).

Als moralische Instanz, als empfindsamer Mensch, der die Gespenster seiner Vergangenheit bis in seine letzten Lebensjahre ständig in Beziehung brachte zur Gegenwart aus den Zeitungen, aber auch als Leser bis ins hohe Alter, dem bei schwindendem Augenlicht die in Büchern gemachten Erfahrungen alte Lebensgeister weckten, begegnen wir ihm in den letzten drei Texten («Wie soll man da nicht schreien?«, »Der Fuhrmann und das Pferd«, »Abrechnungen«).

Wo die Chronologie der Texte aufgebrochen wurde, geschieht das zur besseren Nachvollziehbarkeit, die Anmerkungen wollen noch einen zweiten Hintergrund zu Geschichte und Biografie zeichnen.

Czapski auch als Maler vorzustellen, als der er sich vor allem sah, wäre undenkbar, ohne zumindest einen allerwinzigsten Ausschnitt aus seinem Werk abzu- drucken. Eine Auswahl seiner Bilder treffen zu müssen, war vermutlich noch schmerzhafter als die seiner gleichfalls kaum zu überschauenden Texte. Nach den zahlreichen Einzelausstellungen zu Lebzeiten in Paris, London, New York, Genf und vielen Städten mehr so- wie der posthumen Errichtung des Czapski-Pavillons in Krakau ist es ohnehin Zeit, dass Józef Czapski und mit ihm die Kapisten auch in Deutschland entdeckt werden.

*Ron Mieczkowski, Berlin im Juni 2026*

# Aschchabad– Meschhed

*(Mit dem Dodge durch Wüste und Gebirg)*

Meschhed heißt der Stützpunkt, von dem aus die Kinder nach Indien geschickt werden, 180 Kilometer von der Grenze zu Afghanistan entfernt. Es ist »die zweite Hauptstadt des Iran« mit der berühmten Moschee des achten Propheten Imam Reza. Aus Russland kommend, werden die Kinder mit Automobilen von Aschchabad nach Meschhed transportiert. Sechzig von ihnen habe ich begleitet auf dieser Strecke, die über Gaudan und den Bergkamm, die sowjetisch-iranische Grenze, Bad-schigiran und Ghutschan verläuft.

Einen Tag zuvor, frühmorgens, ging ich von der Bahnstation in Aschchabad zum »Haus der Sowjets«, meinem Hotel, vorbei an Statuen von Stalin und Lenin. Plötzlich wuchsen hinter dem Hotelgebäude riesige und stumme Berge vor mir empor, rosa, in gewellten, weichen Formen, völlig kahl. Wie eine Wand sprossen sie plötzlich aus der unfruchtbaren Ebene. Als wir einen Tag später über den tischglatten Asphalt fuhren, der die Stadt von den Bergen trennt, hatten wir sie wieder vor Augen, diese Wand aus Fels und Geröll, zarte, im Schein der Morgensonne beinahe lila durchsichtige Schatten vor türkisem Himmel.

Wir fahren mit drei riesigen schwarzen amerikanischen Lastfahrzeugen. Wir fahren mitten hinein in die tiefen Schluchten. Dürres Vieh, Schafe und Kühe zupfen an völlig verdorrtem Gras. Auf breiten Serpentinien erklimmen wir in erstaunlicher Geschwindigkeit immer größere Höhen, bis die ganze sowjetische Seite unter uns liegt. Die grenzenlose Wüste im Licht der Morgensonne, zu unseren Füßen eine Ansammlung kleiner weißer Tüpfel: Aschchabad. Am Horizont blaue Streifen, in denen Himmel und Erde ineinanderfließen und die einem nebelverhangenen Meer gleichen, als wären sie sein Trugbild; etwas näher die gewellten Berghänge als aufgeworfene Falten einer knitrigen, grauen Soldatendecke, die Krümmungen von genau der gleichen Weichheit, an einigen Stellen auch vom gleichen Grau.

Wilde Gebirgseinöde, vertrocknete Disteln auf dem Geröll, einige kümmerliche, verfallene Lehmbehausungen – das ist alles. In der Höhe, inmitten der Mondlandschaft, ein paar gelbe Häuser und eine Reitbahn, gerade trainieren Soldaten auf einem Dutzend Pferden. Auf einem anderen Platz macht ein kleiner Trupp Trockenübungen am Gewehr. Aus der Ferne sehen sie aus wie Bleisoldaten. Ich muss an Lermontows Petschorin<sup>1</sup> denken, der im Kaukasus nach Abenteuern sucht, sogar den gefährlichsten, nur um der ihn verzehrenden Langeweile zu entkommen. Gibt es ähnliche Leute nicht auch hier und heute, an diesen Grenzwachposten? In Lermontows Roman begegnen uns die pflanzenreichen und wilden Berge des Kaukasus, hier die ausgedorrten Kämme der persischen Grenze, doch stets die gleichen, an den Rändern eines riesigen Landes zerstreuten kleinen Bastionen und Menschen, die

dort auf ganz ähnliche Weise leben, monate-, vielleicht jahrelang, fern aller Welt. Es mögen Jahrhunderte vergehen, Staatsformen sich ändern, die Leute bleiben sich gleich, aller Pädagogik und Propaganda zum Trotz.

Nach weniger als einer Stunde erreichen wir Gaudan, die Zollstation der Grenze, 30 Kilometer von Aschabad entfernt, mehr als 2000 Meter über dem Meer. Dort bleiben wir bis zwei Uhr, solange dauert die Revision.

Gaudan: ein paar bescheidene Gebäude, die Zöllner fertigen Benzinlaster ab, eilig haben sie es nicht. Ein gutes Dutzend schläfriger Soldaten sitzt im Schatten der Häuschen. Ich blicke auf die Berghänge und frage einen von ihnen, wie sie im Frühling aussehen. Er antwortet, dann seien sie vollkommen grün und es wachse hier eine Menge gelber und roter Tulpen. Jetzt erspähst man bloß vereinzelt einige Büschel irgendwelcher Sträucher und großes, verdorrtes Gold – die gelben Disteln auf den näheren Hügeln und längs der Straße. Der Höhe wegen ist die Luft kühler, aber die Sonne brennt ziemlich stark. Ich bitte den Zöllner darum, während der Revision im Zimmer bleiben zu dürfen. Und während die Gepäckbündel fieberhaft durchforschet werden, mache ich Bekanntschaft mit den durchreisenden Kindern und Frauen. Ich sehe die dünnen Knochen eines Hänschen Hering, seine kleine Stupsnase, und schaue in seine wachen Augen mit ihrem sicheren Blick. Ich lerne die Starczewski- und die Grzeszuk-Brüder, die Dąbrowski-Familie und viele andere kennen. Das Fräulein Dąbrowska ist sechs Jahre alt. Auf ihrem struppigen Rotschopf hat sie einen kleinen Strohhut mit einer gebogenen, steifen Krempe, daran ein kleiner

Strauß roter und blauer Blumen. Sie trägt ein kirschrotes Kleid. Nach langer Überredung sagt sie für mich den Reim »Kaziu – Miziu« auf. Danach soll sie noch etwas vorsingen und -tanzen, doch plötzlich macht sie ihrer Mutter zur Bedingung, dass sie ihren Fingerhut bekommen müsse, und zwar sofort. So einem Ultimatum kann sich die Mutter aus pädagogischen Gründen nicht beugen. Rettung bringt ihr achtjähriger Bruder Januszek, der sich unverzüglich bereiterklärt, etwas vorzutragen, und tief versunken rezitiert:

*Schon lebst du nicht, kommst nicht zurück,  
Herr Marschall, unser Führer,  
Es wehen die Fahnen, die schwarzen Fahnen  
Und der Trauerflor sinkt aufs Gesicht.<sup>2</sup>*

»Woher kennst du dieses Gedicht?«, frage ich ihn.

»Der Großpapa hat uns aus Lwów eine Zeitung nach Turkestan geschickt.«

Die Revision ist über die Maßen penibel, aber freundlich. Jedes beschriebene Stück Papier wird einzeln von einem abgestellten Beamten durchgesehen, der Polnisch lesen kann. Ein anderer Zöllner nimmt sich die Truhen und Säcke der mit uns fahrenden Frauen vor. Vom ganzen Elend ihrer Irrwanderung, ihrem Überlebenskampf, von alledem erzählt ihre ärmliche Habe. Eine der Frauen stellt einen Sack voller Zwieback auf den Tisch. Der Zwieback ist schon ganz alt und aus grausigem Mehl gebacken, er ähnelt dem Sand und den braunen Steinen dieser Berge. Nachdem er ausgeschüttet und einer sorgfältigen Durchsuchung unterzogen

wurde, sammelt die Besitzerin des Zwiebacks ihn peinlich genau wieder ein. Iran, Teheran, Bombay? Das lässt sich kaum sagen. Vielleicht bloß wieder Hunger und Bitterkeit? Beides hat sie gelehrt, ihrem Glück zu misstrauen.

Darauf folgt eine Truhe mit Dutzenden kleiner und großer Lappen. Kleidungsreste, Schnurbänder, alte Knöpfe, ein Haufen Plunder. Der Zöllner breitet jeden einzelnen dieser Lappen aus, taucht einen metallenen Stock in jede Dose und jedes Glas. Eine der Frauen, eine Mutter von zwei Kindern, fährt nach Turkestan. Unter der säuberlich gefalteten Kinderwäsche liegen kleine Honigkuchen und drei große Flaschen voll Honig. »In der Kolchose zahlten sie uns den Trudoden<sup>3</sup> in Honig aus«, erklärt sie uns.

Dann sind die Bündel anderer Familien an der Reihe. Eines enthält den Zierrat einer bescheidenen Wohnung: kleine, mit Wollgarn bestickte Teppiche, bestickte Kissen, Kissen mit Knüpfmustern und langen Fransen, Gardinen mit regelmäßig angeordneter Häkelspitze. Ebendas war der Familie Schatz und Rettung. Ihr Verkauf ergab ein leidliches Zubrot für ihre Kinder. Einigen von ihnen ist es besser ergangen, und noch heute fahren sie mit einem Teil ihrer Habe weiter durch die Welt.

»Ach, werter Herr, nichts ist so furchtbar, als wenn das eigene Kind hungrig ist und man ihm nichts zu essen geben kann«, sagt eine der Mütter. Von den Kindern, die ohne Eltern gekommen sind, erzählt jedes eine andere und immer traurige Geschichte. Wo ist dein Vater? Weiß nicht. Mama ist tot. Oder: Mama ist in der Kolcho-

se geblieben – sie durfte nicht mit. Oder: Mama ist am Bahnhof geblieben. Meist weiß es nicht, auf welchem. Sie stieg aus dem Waggon, der Zug setzte sich in Bewegung.

In der Schar ist ein Mädchen. Zum Bahnhof in Aschchabad kam sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, beide schwer krank. Die Mutter musste von der Station sofort in eines der Krankenhäuser gebracht werden, das Brüderchen auch. Ihn aber haben sie in ein anderes eingewiesen. Auf dem Bahnhof wurde die ganze weinende Familie auseinandergerissen. Beim Abschied trug die Mutter ihrer Tochter auf, die kleine Schatulle, die sie ihr mitgab, zu hüten wie ihren Augapfel, denn darin lägen die Eheringe. Nach einigen Tagen stirbt die Mutter im Krankenhaus in Aschchabad. Ihren Bruder hat man immer noch nicht entlassen, und dem Mädchen wurde die Schatulle mit den Eheringen gestohlen.

Gegen zwei ist die Revision beendet. Wir brechen auf. Nach ein paar Hundert Metern wird die Straße schmaler. Die sowjetische Wache steht haargenau auf dem in Stacheldrahtzäune gehüllten Bergkamm. Nach einer kurzen Kontrolle lassen sie uns das ebenso verdrahtete Tor passieren.

Wir sind im Iran – reflexhaft verabschiede ich mich und spüre die schwere Hand des Chauffeurs freundschaftlich meine Schulter drücken. »Was soll man sagen. Dass wir nicht alle dort umgekommen sind, haben wir nur einem zu verdanken.« Unter dem hiesigen strahlend türkisnen Himmel sind die weiter entfernten Berge ganz rosa. Einige Geröllhaufen sind grau, aber auch dieses Grau nimmt sich im Licht des Himmels grünlich

aus. Die näheren Hügel sind fast zitronengelb vor lauter trockenen Disteln. Über die Straße laufen Ratten – riesig wie Kaninchen, die Kinder nennen sie Hasen – und Eidechsen von unglaublicher Größe auf langen Beinen. Wir erreichen Badschigiran. Eine schon ganz östliche, kleine Stadt mit Flachdächern und einigen größeren Häusern, die dem Militär vorbehalten sind. Erbaut wurden sie von den Deutschen. Der Vertreter der sowjetischen Machthaber, der wieder unsere Papiere prüft, hat hier seinen Amtssitz. In einem kleinen Zimmerchen nehme ich Platz auf einer Bank mit haargenau dem gleichen Stoff wie auf der Ottomane in Vaters Arbeitszimmer aus meinen Kindertagen. Und plötzlich steht mir dieses Zimmer vor Augen, die alte Ottomane mit ihrer kaputten Federung und den Löchern, die wir mit unseren Purzelbäumen in sie geschlagen haben. Sieben Geschwister haben dieses Sofa unter dem großen Porträt unserer geliebten Stute Confidence nacheinander durchgesessen, während wir Vater beim Vorlesen zuhörten. Er las uns die ganze Trilogie von *David Copperfield* und viele andere Bücher vor. Ich sehe sein Gesicht, ausgeleuchtet von der Lampe, deutlich vor mir, sein Profil mit der Adlernase und dem dunklen Schnurrbart, seinen nach hinten gelehnten Kopf und seine Tränen, immer wenn eine rührende Passage begann. Wie ich mich doch nach all den Jahren in der sengenden Hitze an der Grenze zu Persien an die Freuden dieser allabendlichen halben Stunde erinnere, und an die Furcht, dass sie zu schnell vorübergeht und wir ins Bett müssen.

Den ersten Eindruck macht Persien mit den Menschen und ihrer außerordentlichen Freundlichkeit. Oder

mehr als Freundlichkeit: ihrer Herzlichkeit. Herzlich winken uns alle Kinder und viele der Älteren. In Ghutschan bringen uns zwei Jugendliche Weintrauben, ohne etwas dafür zu verlangen. Denn unsere Rubel mussten wir an der Grenze abgeben, und Tomans wurden uns hier von niemandem ausgeteilt.

Die Fahrt von Badschigiran weiter nach Ghutschan war von allen die schwerste und wohl auch die schönste. Die Kurven sind so scharf, dass die großen Dodges sie nicht mit einem Mal nehmen können. Seit dem Frühling hat sich hier schon eine Reihe Katastrophen ereignet. Die Straße wird von sowjetischen Arbeitern verbreitert. Wir fahren über schmale Pässe inmitten von aufgestäubten rostroten Felsen, queren einen kleinen Fluss und machen dort Rast. Die Kinder planschen und waten vergnügt durchs Wasser, sind überhaupt sehr wohlerzogen. Die Abhänge machen ihnen überhaupt keine Angst. Sie nehmen unsere Reise wie einen Ausflug ins Grüne. Neben jedem kleinen Rinn-sal wuchert üppiges Pflanzenleben – schmale junge Pappeln, Weiden. Hin und wieder Dörfer. Ein Dutzend oder manchmal mehr kleiner Lehmhäuser. Vorne stehen Pfähle, meist aus dünnen Balken: ein Säulenportal. Sogar die ärmlichsten Häuser sind schlicht, aber wohlproportioniert und haben Charakter. Das Auge freut sich an schöner Architektur.

Nach Ghutschan ist die Straße schon eben. Sonnenuntergang, dann ist tiefe Nacht.

Gegen ein Uhr weckt uns der rötliche Schein elektrischer Laternen – da ist Mesched.

[*Orzeł biały*, 1942, Nr. 30]

# Erinnerungen

*Für meine Schwestern*

Nachdem die Armee unter dem Kommando von General Anders die UdSSR verlassen hatte, brach sie im Oktober 1942 von Persien in Richtung Irak auf. Was mich betrifft, so machte ich mich, nach einer längeren Krankheit in Meschhed, nicht mit der Armee, sondern gemeinsam mit ein paar Kameraden mit dem Zug auf den Weg zum Persischen Golf, nach Ahvaz und Basra, und von dort reiste ich, wieder im Zug, nach Bagdad.

Ich erinnere mich nicht mehr an viel von dieser Strecke, nur noch an die jungen Pappeln in Sultanabad und an das Gefühl, das ich nachts im Zug vor Ahvaz hatte, in den letzten Stunden meiner Reise.

Schon seit dem Sonnenaufgang waren wir umgeben von der Weite der Wüste. Es schien, als würden die Gleise über eine endlose Tenne führen.

In Polen waren zu jener Zeit die von einem der beiden Styka-Brüder gemalten Wüstenlandschaften in aller Munde. Unter dem immergleichen ultramarinblauen Himmel stets die immergleiche orangegelbe Erde. Dieser Bilder wegen hatte ich mir die Wüste als Inbegriff schriller Farbmonotonie vorgestellt. Was habe ich für Wunder erlebt, beginnend in Persien!

So zahlreich die Wüsten, so unterschiedlich ihre Landschaften: ein Reichtum der Lichtspiele und Farb-

spektren, je nach der Jahres- und Tageszeit, ihrer verschiedenen Böden und deren Struktur.

Die Wüste zwischen Meschhed und Teheran mit ihren plötzlich aus der Sandebene wie aus einem Meer emporragenden felsigen Gebirgsrissen, die mal blaugräulich, mal lila, mal rosa oder sogar zitronengelb sind, die Sandwüsten von Transjordanien mit ihren Hunderten zartgliedrigen, kaffeebraunen oder weißen Kamelen, die an kümmerlichen, stacheligen Sträuchern knabbern, oder Dutzende gleichmäßig mit schwarzen Steinen bedeckte Meilen, sodass man nichts sah außer diesen schwarzen Steinen, die sich zum Sonnenuntergang rasch violett und rot färbten. (»Hier müsste man Hitler herbringen, zum Steineschleppen!«, sagte der herzensgute Fahrer, ein Krakauer mit dem Namen Pyszny, der Hochmütige. Von allen erdenklichen Strafen schien ihm diese die höchste.)

Die Wüsten, die Moses mit dem auserwählten Volk vierzig Jahre lang durchirrt hatte und die wir mit dem Jeep von Jerusalem nach Kairo innerhalb von sieben Stunden durchmaßen, waren mit einem feinen Flugsand überzogen, der sich zu Pulverhügeln aufwehte (man glaubte sich im Schnee – der Gedanke an Skifahren lockte).

Ganz zu schweigen vom Irak, wo ich jene mit Teppichen aus Gras, roten und lilafarbenen Anemonen sowie blauen Disteln bedeckten Wüsten sah. Die bei uns zarten, von der Feuchte der Wiesen satten Disteln ballen sich dort zu mächtigen Sträuchern mit blechernen Blättern und nadelspitzen Stacheln. Ein und dieselbe Wüste begann im Juni auszutrocknen und war im August schon ganz kahl, an einigen Stellen hatte sie selt-

sam faltige Wellungen, kegelförmige, rosa Hügel wie in einer Mondlandschaft. Dazu noch die Fata Morgana, die sich vor unserem Auto immer weiterschoben, Luftspiegelungen klarster, nichtexistierender Wasserflächen. In der Regenzeit verwandelten sich diese Einöden in grenzenlose Sümpfe, die uns in unseren Camps festhielten.

Unvergessen bleibt mir das Licht an den Abenden – das zarte Weiß der Zelte auf dem immer wolkenlosen, grünblauen Himmel, die Strahlenförmigkeit, die Präzision und die hinreißende *Logik* von Licht und Schatten, eine Logik, die in unseren üppigen, waldüberwachsenen und bebauten Landschaften weit weniger bezwingend ist.

Die Wüsten sind so schön wie die Meere, und wie die Meere haben sie ihre Farben – da ein zartes Grau wie bei Corot, hier erinnert es an das Blau von Renoirs Meereslandschaften, wo das vornehme *bleu céleste* mit den Zitrus- und Rosatönen von mit Gold und Seide durchwirkten Stoffen spielt.

Als wir in Ahvaz eintrafen, erschien mir die festgestampfte graurote Lehmwüste bedrückend, mehr noch als die Wüste Kara-Kum in Turkestan, wo man manchmal immerhin Sträucher in der Art unseres Wacholders auf dem unebenen, dunkelsandigen Boden ausmachen konnte.

Aus dem Zugfenster sehe ich an den wenigen Stationen kleine Dörfer, wie Ruinen aus Lehmhäusern, daneben diese typisch arabischen Hütten, zusammengesetzt aus Kanistern und irgendwelchen Lumpen.

Vor einer kümmerlichen Hütte steht eine Frau in einem flammendroten Rock, mit einem türkisfarbenen

Ring in der Nase. Sie trägt schwere Silberreifen an ihren schmutzigen, straffen Beinen und Armen. Das ist die einzige Spur von Ästhetik, die ich hier ausgemacht habe. Magere Kinder mit dunkler Haut, in unfassbar dreckigen, auseinanderfallenden Kleiderfetzen, strecken bettelnd ihre dünnen, dunklen Händchen aus. (Eben dort, in den Ländern an der Persischen Bucht, herrscht die weltweit höchste Kindersterblichkeit.)

Ahvaz ist der Haupttransferstützpunkt für unsere Zivilbevölkerung, persische Kasernen, uns zur Verwendung überlassen. Ich treffe dort 1700 Menschen an, die nach Indien und Afrika weiterreisen; 46 Prozent Kinder und Jugendliche, 44 Prozent Frauen. Allesamt Zivilisten, die General Anders zusammen mit der Armee aus Sowjetrußland schaffen konnte. Achttausend haben Ahvaz schon passiert, 135 von ihnen waren Kranke, und trotz des furchtbaren Klimas und der Glut des gerade endenden Sommers waren nur vierzehn Todesfälle zu verzeichnen. Zu den Kranken zähle ich nicht die mit den verbreiteten Augeninfektionen (bis zu 300 Augenbinden täglich), die wohl sämtlich noch aus Rußland mitgeschleppt wurden. Hier liegt die Behandlung der Polen in den Händen eines Militärarztes, eines Inders, von dem alle, vom Personal bis zu den armen Frauen, die eben noch in polnischen Dörfern gelebt haben, mit größter Begeisterung sprechen, von seiner Nächstenliebe, seiner Hingabe zu den Kranken. Dieses ehrliche, schwärmerische Entzücken über die indischen Ärzte und Pfleger ist mir unter polnischen Flüchtlingen häufiger begegnet; sogar ein derlei »Sentimentalitäten« unzugänglicher Unteroffizier, ein echter Pfundskerl, erzählte mir von ihnen mit verhaltener

*Bilder und Gespenster* erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bucherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.



Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

Die Arbeit des Übersetzers an diesem Buch wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen des Programms »NEUSTART KULTUR« der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

FRIEDENAUER PRESSE  
Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2026  
Copyright der deutschen Ausgabe  
© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland  
info@friedenauer-presse.de

Copyright der Originalausgabe *Teksty wybrane* und der Abbildungen  
© SIW ZNAK sp. z.o.o

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks  
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.  
Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.  
Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-8070-1  
ISBN E-BOOK 978-3-7518-8075-6

[www.friedenauer-presse.de](http://www.friedenauer-presse.de)